Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 12

Artikel: Der Wert der Farbe
Autor: Woodford, Charles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756826

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

José Maria Lopez

Zwei und doch nur ein Erlebnis von Mo Ma

Das Geräusch schleichender Schritte weckte mich aus meinem ersten Schlummer. Im ersten Moment wußte ich gar nicht, ob ich noch in meiner Studentenbude an der Rämistraße schlief, oder ... Doch nein, diese Tudorfenster ... stimmt, ich war ja in London. Heute zum ersten Male an der Swiss Mercantile School und jetzt schlief ich im Besuchszimmer meiner alten Tante in Pottersbar, draußen vor London. — Diese Ueberlegung ließ mich den Grund meines plötzlichen Erwachens fast vergessen und wieder einschlafen, wenn nicht ... ja, es waren wirklich vorsichtig schleichende Schritte, die ich im Garten draußen hörte — das Geräusch, das mich geweckt hatte. — In beklemmend atemloser Spannung schob ich langsam meine Decken zurück und schlich, mit mehr Angst und Bange, als ich mir eingestehen wollte, zum Fenster. — Im gelbgrauen, verwaschenen Halbdunkel der Londoner Novembernacht wirbelten einige verlorene Schneeflocken im spärlichen Schein der Gaslaterne zu Boden. — Da, einige Schritte vor mir, schlich eine gebückte Mannsgestalt der Wand entlang. — Die Angst, oder war es nur Spannung und Abenteuerlust, schnürte mir die Kehle zu und ich glaubte, man müsse meinen Herzschlag hören, so trommelte es in meiner tapferen neunzehnjährigen Brust. Halb hinter den Vorhängen versteckt wollte ich den mehr als ungewöhnlichen nächtlichen Besucher belauschen. — Der Mann, — warum es geschah, könnte ich nie sagen, — mußte sich beobachtet fühlen, denn plötzlich machte er mit einem Ruck kehrt. — Mir standen buchstäblich die Haare zu Berge. Ich sah ein Gesicht, so gemein, wüst, eklig, mit großen spöttischen Augen und einen zu hohnvollem Grinsen verzogenen Mund, daß mich ein kaltes Gruseln überfloß. Ich wollte schreien und konnte nicht, wollte wegschauen und es gelang mir nicht, ich sah mit tödlichem Entsetzen das Gesicht auf mich zukommen. Die Hände abwehrend ausgestreckt, drückte ich mich in die Fensternische, da — gerade unter dem Fenster sprach mich der Mann an — eine Stimme, die gar nicht zum entsetzlichen Gesicht paßte: «Geh' zu Bett, Mo, und halt dich ruhig. Ich werde mich dir dankbar zeigen!» — Wie hypnotisiert gehorchte ich und lag noch bis zum Morgen wach im Bette. — Ich studierte seinen Worten nach: Englisch konnte er nicht geredet haben, denn ich hätte ihn ja gar nicht verstanden; ich hatte das Gefühl, daß er mich Schwyzerdütsch oder gar Romanisch angeredet hatte, mit meinem Kurznamen. — So lag ich denn, und bohrte mit starren Blicken Löcher ins Dunkle, und als der schwarzgraue Londonermorgen zum Fenster hereinschlich, war ich immer noch zu keiner Erklärung für mein Erlebnis gekommen, im Gegenteil, ich begann daran zu zweifeln und hoffte sogar, ganz im stillen, daß alles nur ein recht blöder Traum gewesen sei. — Blöd, das Wort war unter uns Studenten die Bezeichnung für alles, was wir nicht verstehen und begreifen konnten. — Bis zum Frühstück waren die Zweifel an der ganzen Geschichte zu einer ziemlich festen Ueberzeugung angewachsen, so daß ich es vorzog, die ganze Angelegenheit für mich zu behalten, schon um meinen Ruf als couragierter Bündner vor meiner Tante nicht zu verlieren. — Bevor ich aber den Garten verließ, um zum Sub, der Untergrundbahn, zu gehen, nahm ich im Garten noch einen Augenschein vor, so à la Sherlock Holmes — und meine im Morgenlicht ziemlich erstarkte Ueberzeugung zerfiel im Nu — denn im aufgeweichten Boden und im gelblich weißen «Plutsch», den die Londoner Schnee nennen, sah ich deutlich Schrittspuren, und konnte den Weg des Besuchers genau verfolgen. Schlußfolgerung: Ein Traum war's also nicht! Ganz laut sagte ich das vor mir her, als ich auf die Straße schritt, und erntete dafür den mitleidigen Blick eines hübschen Londoner Girls.

Das neue Leben an der Swiss Mercantile nahm mich jenen Morgen voll in Anspruch, und abends zog ich vor, meiner Tante doch nichts zu erzählen. Sie schien vom nächtlichen Besuche nichts gemerkt zu haben. — Immerhin, um ruhig zu schlafen, ließ ich den Rolladen herunter — keinesfalls aus Angst. — So habe ich mein gruseliges Erlebnis von Pottersbar einfach totgeschwiegen, das heißt, einmal, bei einer gemütlichen Kneipe, erzählte ich es meinen Kommilitonen, und wurde deswegen so herzlich ausgelacht, daß ich niemandem mehr davon was verlautet habe.

*

Ein Jahr ist's her, daß ich an einem grauen Herbstmorgen wie immer vom Zentrum von Buenos Aires gegen Dock-Sud zur Arbeit ins Frigorifico gehe, durch holperige, mit armen Parterrehäusern eingesäumte Straßen, steure ich dem Riachuelo zu, der seinen gelbgrauen Brei zu Rio de la Plata wälzt, und wohl vor Jahren ein ganz malerisches Flüßchen gewesen sein mag. Neben, vor und nach mir hasten Leute aller Länder und Sprachen nach allen Richtungen — blonde Angelsachsen, Neger, Italiener, elegant-stolze Spanier und Mongolen: ein Menschensalat, wie ihn nur Buenos Aires kennt.

Durch den Lärm der Autohupen und Schiffsirenen dringt plötzlich der grelle Pfiff, der die Abfahrt der Schiffsbrücke über den Riachuelo ankündet. Die hohen Tragpfeiler der Brücke schimmern nur ganz undeutlich durch den rauchschwangeren Nebel. Mit dem eben anfahrenden Tram hoffe ich noch zu dieser Ueberfahrt zurechtzukommen und will eben auf die vordere Plattform aufsteigen, als der Wagenführer sich nach mir umdreht. — Ein kalter Schrecken fährt mir den Rücken hinunter, und mit einem Schrei, als fürchte ich um mein Leben, steig ich wieder vom fahrenden Tram ab, und sehe den Wagen rasch im schwarzbraunen Nebel verschwinden. — Ganz vor den Kopf geschlagen stehe ich ratlos da: das Gesicht des Wagenführers war genau dasselbe, das ich vor Jahren in Pottersbar bei London gesehen hatte. — War ich verrückt, oder spielten mir meine Nerven einen tollen Streich? — Durch den vielstimmigen, markerschütternden Schreckensschrei von der Brücke her werde ich aus meinen Gedanken aufgeschreckt — und renne wie alle Umstehenden zur Ueberfahrtsstelle: Der letzte eben von der Stadt herkommende Tramwagen hat das Signal übersehen und ist ins Leere hinausgefahren, als die Brücke schon weg war. — Mit schreckensstarren Gesichtern stehen wir am Ufer und sehen das undurchsichtig gelbe Wasser brodeln und glucksen. Ungefähr siebzig Menschen waren im Wagen drin — und ich bin vor knapp zwei Minuten drangewesen, mit demselben Wagen nach Dock Sud zu fahren. Die Fratze von Pottersbar hatte ihr Wort gehalten und mich gerettet. — «Critica quinta, con el desastre del Riachuelo, 67 muertos», riefen abends die Zeitungsjungen und verkauften ihre Blätter wie selten zuvor. Die Leute stritten sich drum, denn manch einer hatte Angst, unter den Verunglückten einen Bekannten zu treffen. 67 Tote! — Auch ich kaufe mir eine Nummer und denke dabei, wie nahe es dran war, achtundsechzig Tote zu geben. — Amerikanische Zeitungen suchen sich bei solchen Anlässen an Informationen und Bildern zu überbieten, so daß ich schon in den Abendausgaben der Zeitungen die Lichtbilder der meisten Verunglückten sehen kann. — Auch die des verantwortlichen Führers: Es ist das Bild eines jungen, 23jährigen Argentiniers; die Inschrift zum Bilde heißt: «José Maria Lopez, der das Signal an der Brücke übersah und das Unglück verschuldete.»

Und das Gesicht, das mir das Leben rettete?

Der Wert der Farbe

Von Dr. med. Charles Woodford · Berechtigte Uebertragung von Frank Andrew

Eine alte Lebensweisheit besagt, daß drei Faktoren bei unserem körperlichen Wohlbefinden ausschlaggebend sind und unseren Gesundheitszustand in höchstem Maße beeinflussen: die Luft, die wir atmen; die Nahrung, die wir essen und schließlich die Kleidung, die wir tragen. Da sind nun die Ausführungen des bekannten Professor Maynard von bedeutendem Interesse, nach welchen als vierter und durchaus nicht unwichtiger Punkt die Farben, die uns umgeben, eine bisher vielfach verkannte Rolle in ihren physischen und psychischen Wirkungen auf den Menschen spielen.

Die praktische Nutzanwendung aus Professor Maynards Theorien, die durch vielfache Experimente weitgehendst bewiesen erscheinen, sucht man nunmehr bei dem Bau eines großen Krankenhauses in Chikago zu ziehen. Während wir bisher allgemein gewohnt waren, Wände, Möbel und Wäsche in unseren Spitälern und Krankenhäusern in fleckenlosem Weiß erglänzen zu sehen, wird die Inneneinrichtung und Dekorierung des neuen Dreimillionenbaus mit dieser Ueberlieferung zum ersten Male vollständig brechen. Je nach den Krankheitskategorien, zu deren Heilung die verschiedenen Säle bestimmt sind, werden die Räumlichkeiten gewisse Farbenschemen zeigen, die sich in Wand- und Plafonddekorationen, auf allen Einrichtungsgegenständen und sogar in den Bettüberzügen usw. wiederholen werden.

Da sind zum Beispiel die Schlaf- und Aufenthaltsräume der Nervenleidenden in einem einheitlichen satten Blattgrün gehalten, weil diese Farbe zweifellos eine beruhigende Wirkung auf die Kranken ausübt. Professor Maynard behauptet, daß selbst Tobsüchtige aller sonst vielfach noch immer üblichen Gewaltmaßregeln entbehren können, wenn sie nur auf einige Zeit dem Einfluß der grünen Farbe ausgesetzt werden. Auch bisher haben wir ja schon Gebrauch von der ruhebringenden Einwirkung des Grüns gemacht, wenn wir unsere Schreibtischlampen und -überzüge fast ausnahmslos in dieser Farbe hielten. Ein weiteres ganzes Stockwerk ist in Blau gehalten. Hier sollen sich insbesondere solche Patienten aufhalten, die bereits ihrer Genesung entgegengehen, weil die blaue Tönung dazu beitragen soll, die Lebensenergien anzufeuern und den geistigen Zustand des Kranken in eine Richtung zu lenken, die eine raschmöglichste Wiederherstellung unterstützt. Orangefarben sind diejenigen Säle, deren Patienten in erster Linie sehr viel Schlaf zu ihrer Heilung brauchen, denn diese Tönung steigert nach kurzer Gewöhnung das Schlafbedürfnis ganz bedeutend, ja, es ruft selbst bei Gesunden häufig eine gewisse Müdigkeit hervor. Kranke, die nach gewissen inneren Leiden oder nach schweren Operationen stark abgemagert sind, sollen in zitronengelben Räumlichkeiten untergebracht werden, weil diese Farbe die Eßlust in schier verblüffender Weise anregt. Nur solche Patienten, die die Krise ihres Leidens oder eine später notwendige Operation noch vor sich haben, werden in weißgehaltenen Zimmern liegen, da man sie keinerlei wie immer gearteten unnötigen Gefühlsbewegungen aussetzen will und darf.

Es ist weiter eine interessante Beobachtung, wie Professor Maynards Lehren in kurzer Zeit auf allen nur erdenklichen Gebieten in die Praxis umgesetzt werden. Da ist letzthin bei dem Umbau eines Schulgebäudes in New York die Innendekoration der Klassenzimmer nach dem gleichen Prinzip vorgenommen worden; statt der gewohnten weißgetünchten oder mindestens doch fast immer einfarbigen Räume sieht man jetzt solche, deren bunte, aber nach ganz bestimmten Gesichtspunkten vorgenommene Bemalung die Aufnahmefähigkeit der Schüler lebendig erhalten soll, und es heißt von zweifellos unbeeinflußter Seite, daß das Interesse und die Verarbeitungsleistung der Zöglinge an dem ihnen vorgetragenen Lehrstoff in geradezu erstaunlicher Weise gestiegen sei. Fast gleichzeitig hat ein Farmgroßbetrieb die Stallungen für Hühner, Kühe und Schweine in Gelb und Blau ausmalen lassen, weil dadurch die Vitalität und Freßlust der Tiere ebenfalls günstig beeinflußt werden. Ja, eine Textilfabrik hat sogar ihre Maschinensäle farbenfreudig dekorieren lassen, um durch Behebung der bisherigen Monotonie auf die Schaffenslust der dort Beschäftigten vorteilhaft einzuwirken. Dem Vernehmen nach hat sich das Experiment glänzend bewährt und ähnliche Projekte sind daher in letzter Zeit mehrfach zur Diskussion gekommen.

Professor Maynard geht jedoch in seiner Propaganda für die Farbe noch einen Schritt weiter. Nach seiner Ansicht sollten besonders Geschäftsleute sehr eingehend die Wirkungen studieren, die die verschiedenen Farbschattierungen auf die Mentalität ihrer Mitwelt haben. Nicht allein sollten Schaufenster und Ausstellungen nach diesen Gesichtspunkten arrangiert werden, sondern man sollte auch beim Entwurf von Verpackungen für Markenartikel, beim Druck von Katalogen, ja, wenn möglich sogar bei Farbgebung der Ware, wie zum Beispiel bei Seife, daran denken, daß die unterschiedlichen Farbtöne auch ganz verschiedene Wirkungen und Einflüsse auf den Käufer auszuüben in der Lage sind.

Aber auch für den einzelnen Menschen sind die Stimmungen und Effekte, die gewisse Farben auslösen können, von Bedeutung; besonders in der Kleidung sollte darauf entsprechende Rücksicht genommen werden. So kann eine schlechte Zusammenstellung von Tönungen leicht aus dem so Angezogenen ein unvorteilhaftes Gesamtbild machen und dessen Nachteile im gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben brauchen kaum weiter ausgeführt zu werden. Beherzigenswert sind denn auch die Worte, mit denen Professor Maynard kürzlich einen seiner interessanten Vorträge schloß: «Wenn unsere Damen nur die Wirkung kennen würden, die ein Uebermaß von solchen Farben wie violett, purpurrot, lila und dergleichen in ihrer Kleidung auf die Sehnerven ihrer Mitmenschen ausübt, dann würden sie derartige Töne sicher, wo nur immer angängig, verbannen.»